



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Berlin und sein Hof im Jahre 1696 : Reiseerinnerungen des Fra Alessandro
Bichi aus Siena

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

stechen zu lassen, dem können wir diese Sammlung philosophischer Feuilletons empfehlen; sie werden ihm mancherlei Anregung und eine angenehme Unterhaltung gewähren, auch sein Verständnis der besprochenen Fragen erheblich fördern. Für Deutsche ist es zudem interessant, zu sehen, wie ein Amerikaner seinen Landsleuten die „Kritik der reinen Vernunft“ auslegt.



Berlin und sein Hof im Jahre 1696

Reiseerinnerungen des Fra Alessandro Vichi aus Siena



as dieser Edelmann von einer Stadt, die jetzt die beachtenswerteste geworden ist, von Fürsten, die durch ihre politische Einsicht und durch die Stärke ihrer Waffen gleichsam die Schiedsrichter der Geschichte Europas geworden sind, schrieb, hat es nicht verdient, im Dunkel der Vergessenheit zu bleiben; sehr oft wird die Geschichte zur Lehrmeisterin, indem sie zum Nachdenken über die schnellen Umbildungen der Staaten anleitet.

Mit diesen Sätzen führt der Sproß eines der namhaftesten Geschlechter Italiens und Deutschlands die Veröffentlichung von Reiseerinnerungen ein, die ein Stammverwandter seines Hauses, Fra Alessandro Vichi, über Berlin und den kurbrandenburgischen Hof vor zweihundert Jahren niedergeschrieben hat. Sie mögen auch der nachstehenden Übersetzung als Leitwort dienen; wird es doch dem deutschen Leserkreise mehr noch als dem italienischen willkommen sein, zu erfahren, wie ein hochstehender, welterfahrener, unbefangener dreinschauender Vertreter unsrer südlichen Bundesgenossen zu einer Zeit über uns geurteilt hat, wo alles das, was wir jetzt besitzen und genießen, sich in seinen ersten Keimen entwickelte, wo noch niemand die heutige Größe und Bedeutung des hohenzollerischen Hauses und des brandenburgischen Landes zu ahnen und zu ermessen vermochte.

Wenige Zeilen werden genügen, mit dem Verfasser der Aufzeichnungen bekannt zu machen. Er entstammte einer alten, reich begüterten Familie der toskanischen Bergstadt Siena, jenes köstlichen Ortes, der trotz seiner Abgelegenheit durch die Schönheit seiner Lage wie durch die unendliche Fülle hervorragender Kunstschöpfungen einen Hauptreiz auf jeden ausübt, den ein gütiges Geschick über die Berge in das Land der Myrten und Orangen führt. Am

22. Oktober 1664 als Sohn des Marchese Metello Bichi und der Herzogin Viktoria Piccolomini geboren, genoß Alessandro eine sorgfältige Erziehung, zunächst in seiner Vaterstadt, sodann vom elften Lebensjahre an in Rom bei seinem Oheim, dem Monsignore, spätern Kardinal Carlo Bichi, und wurde 1681 in die Liste des Johanniterordens eingetragen. Aber erst 1692 trat er in die Dienste dieser mächtigen Bruderschaft wirklich ein, die damals noch der Bestimmung ihrer Stifter getreu den Kampf gegen die Ungläubigen fortsetzte und, aus dem heiligen Lande zwar verdrängt, doch bald hier bald dort einen ununterbrochenen Krieg gegen die Osmanen führte. Es war ein wild bewegtes Dasein, das Bichi als junger Ordensritter in den nächsten beiden Jahren führte. Malta, Sizilien, Süditalien, Korfu, Griechenland, Kleinasien u. s. w. lernte er in buntem Wechsel kennen, und in jedem Gefecht, das er zu bestehen hatte, lenkte er durch seine Tapferkeit, seine Kaltblütigkeit und seine Erfolge die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich.

Doch zog es ihn endlich wieder nach der alten Heimat zurück, und als er dort im November 1694 eintraf, fügte es das Schicksal, daß gerade seiner Mutter Bruder Lorenzo Piccolomini-Aragona und dessen Gattin Anna Vittoria Kolowrat aus Deutschland zum Besuche anwesend waren. Beide fanden großes Gefallen an ihm und beredeten ihn, sie zu begleiten. Er folgte ihnen und kam so im Jahre darauf nach ihrer Herrschaft Nachod in Böhmen, wo er mehrere Monate blieb, um Deutsch und Englisch zu lernen. Und von dort aus bereifte er nun Böhmen, Sachsen, Schlesien, Brandenburg, Polen, Schweden, Dänemark, Holland, England, Flandern, Osterreich und Tirol, besuchte die Höfe von Dresden, Berlin, Warschau, Stockholm, Kopenhagen, Haag, London, Wien und kehrte endlich im Juli 1697 heim.

Angeregt durch den großen Eifer, der sich in Siena inzwischen für die Erforschung vaterländischer Geschichte entfaltet hatte, machte er sich an die Ausarbeitung seiner Erinnerungen und Reiseerfahrungen, ohne jedoch, wie es scheint, an eine Veröffentlichung durch den Druck gedacht zu haben; die Form, in der uns seine Denkwürdigkeiten vorliegen, spricht zu sehr gegen eine solche Annahme. Vielleicht lag es ihm nur daran, sich selbst und seiner Familie ein schriftliches Denkmal von dem, was er gesehen und erlebt hatte, zu schaffen. Umso wertvoller aber sind seine Aufzeichnungen, sie spiegeln die Eindrücke, die er empfangen hatte, getreu wieder.

Von seinen spätern Lebensschicksalen ist nur zu erwähnen, daß er durch Familienrückichten aus dem Orden austreten und ein ausgedehntes Fideikommiß mit dem Namen Ruspoli übernehmen mußte, daß er 1718 eine Dame aus dem Hause Bandini-Bardi heiratete, sich den öffentlichen Geschäften in Siena lebhaft widmete und am 10. April 1725 starb.

Vor drei Jahren fand Herr Francesco Bandini-Piccolomini in dem reichen Familienarchiv Forteguerra-Bichi in Siena jene Reiseerinnerungen. Das große

Interesse, das sie ihm einflößten, veranlaßte ihn, sie, soweit sie Berlin betrafen, dem Druck zu übergeben (sie erschienen ausgestattet mit den Ergebnissen eingehender Nachforschungen in der *Rassegna nazionale*, Februar 1888), und es veranlaßte ihn weiter, dem Schreiber dieser Zeilen, als er sich wissenschaftlicher Studien halber einige Tage in Siena aufhielt, die Bitte auszusprechen, für eine Übersetzung in einer angesehenen deutschen Zeitschrift zu sorgen. Mit Freuden ist dieser Wunsch erfüllt worden: der Verfasser, der Stoff und die liebenswürdige Persönlichkeit des Herausgebers haben für uns *tedeschi* entschieden etwas Sympathisches. Die begeisterte Vorliebe für Italien, die mit Recht jedem Deutschen von Klein auf gleichsam eingepflegt wird, erfährt hier einen angenehmen Wiederhall in den einfachen und doch warmen Worten, die der kampfgestählte und feingebildete Edelmann des Südens über unser brandenburgisches Herrscherhaus, über unser Volk und besonders über unser Heer ausspricht. Es ist ein lebendiges, anziehendes Bild, das sich vor unsern Augen entrollt, es findet sich mancher Zug darin, der dem Geschichtsfreund und dem Geschichtsforscher neu sein oder sich in neuem Lichte zeigen wird,*) und so wird man gern darüber die ungenügende Art der Darstellung, das häufige Abschweifen und die mangelnde Anordnung und Verteilung des Stoffes vergessen.

Die Übersetzung ist möglichst getreu; nur geringe und ganz unwesentliche Änderungen sind vorgenommen worden.

* * *

Ungefähr eine Wegstunde von Dresdorf kamen wir am 11. Mai 1696, vormittags elf Uhr, auf eine lange, seit kurzem in drei Reihen bepflanzte Landstraße, an deren Anfangspunkt wir Berlin zu Gesicht bekamen. Nachdem wir durch einen großen Marktflecken gekommen waren und zwei gute Meilen immer durch Sand zurückgelegt hatten, trafen wir um sechs Uhr abends durch das St. Georgsthor ein. Das Thor ist hübsch verziert, gut befestigt, mit einem breiten Graben, einer zu bequemem Schiffsverkehr aus zwei Teilen bestehenden Zugbrücke und einer zahlreichen Wachmannschaft versehen, die nur nach dem Namen und der künftigen Wohnung fragt und dann ungehindert durchläßt. Ich befah mir die Soldaten, es waren alles schöne und ausgesuchte Leute. Indem ich meinen Weg durch die Hauptstraße der Stadt fortsetzte, kam ich an die Post, dann wandte ich mich zur Linken nach der am „Fischmarkt“ gelegnen Nikolaikirche zu und begab mich in mein Logis bei dem Doktor Schmit, der ein schönes Haus hat, einen guten Tisch führt und Arzt

*) So weit man seine Mitteilungen nachprüfen kann, erweisen sie sich, einzelne Versehen abgerechnet (z. B. bei seinen Nachrichten über den Prinzen von Homburg), als durchaus zuverlässig; es gilt das insbesondere für die allgemein geschichtlichen Bemerkungen, mit denen er seine persönlichen Erlebnisse ergänzt. Weniger genau ist die Datirung.

und Bürgermeister ist. Ich mietete das Zimmer für einen halben Thaler auf den Tag; es standen darin zwei Betten, eins für mich und eins für die Diener. Das Kostgeld für die Mahlzeit betrug für mich sechs, für die Bedienten vier gute Groschen, also vierzig Groschen den Tag für drei Personen, ohne Getränke. Es wohnten da auch der dänische Gesandte und ein Kommissar des Königs von Schweden.

Berlin, die Hauptstadt der Markgrafschaft Brandenburg und kurfürstliche Residenz, liegt in der Mittelmark, indem man dieses ganze Land in drei Marken, nämlich in die Neu-, Alt- und Mittelmark teilt. Die Stadt liegt unter der Polhöhe 52° 40', in einem fruchtbaren Landstrich; in ihrer Umgegend finden sich einige Seen und Wälder mit schönem Wildstand. Im ganzen genommen ist sie sehr groß und hat eine zahlreiche Einwohnerschaft; diese soll sich auf 100 000 Seelen belaufen und nimmt immer mehr zu, da das Volk besser als von andern Fürsten behandelt wird. Es wird an 6000 hierher geflüchtete französische Hugenotten geben; diese haben hier das Kunsthandwerk eingeführt und weiter ausgebildet. Die Straßen sind gerade, lang und breit, die Häuser schön und regelmäßig; überhaupt macht die Stadt einen sehr freundlichen Eindruck und ist eine der ersten in Deutschland. Erwähnung verdient eine wie eine Straße aussehende hölzerne Brücke, die einen Teil von Berlin mit Köln verbindet und auf den Fischmarkt mündet.*) Auf dieser stehen Häuser, Kaufläden, Mühlen und Säulengänge, weshalb man gar nicht erkennt, daß man es mit einer Brücke zu thun hat. Von der Spree wird die Stadt in zwei Teile geschieden, von denen der eine Berlin, der andre mit dem kurfürstlichen Schloß Köln genannt wird; beide verbindet eine schöne, neue, steinerne Brücke, die mit schönen Marmorstatuen geschmückt ist, die augenblicklich noch nicht alle aufgestellt sind. Dadurch, daß der Fluß einige Arme bildet, teilt er Köln wieder in zwei Hauptteile, die „Dorotheen- oder Neustadt“ und die „Friedrichsstadt.“ In der Neustadt befindet sich eine lange, breite Allee, auf der man im Sommer lustwandelt; auch die Kurfürstin erscheint da, ich habe sie dort zu Wagen, von nur zwei Gardisten und einem Pagen begleitet, gesehen. Sowohl die Neustadt, als auch die Friedrichsstadt sind seit zwanzig Jahren erst erbaut, aber trotzdem sind die Häuser dort niedrig und größtenteils in Fachwerk aufgeführt. In der Neustadt befindet sich der neue Marstall des Kurfürsten, ein großes Gebäude, das Raum für vierhundert Pferde hat. Neben diesem Teile Berlins erblickt man außerhalb der Mauern einen großen, aus lauter Tannen bestehenden Park,**) mit breiten, langen und geraden Wegen, von denen einer nach Spandau führt, ein anderer die Landstraße nach Hamburg ist. In diesem dem Volke nicht zugänglichen Park

*) Der bekannte Mühlendamm.

***) Den Tiergarten.

findet man jegliches Wild; die Spree durchfließt ihn und macht ihn zu einem wahrhaft königlichen Besitztum.

In Berlin sind viele Kirchen, so die Peters-, die Markus-, die Nikolai- und die Heiligegeistkirche; diese alle sind lutherisch. Eine einzige reformirte giebt es in der Nähe des Schlosses, in der die Reformirten und die Hugenotten Gottesdienst halten, und auf deren Turm eine große Glocke zu sehen ist, die beim Tode des Kurfürsten geläutet wird.

Die beiden genannten Bekenntnisse herrschen vor, doch giebt es auch noch andre, nur die Arianer werden nicht geduldet. Die Katholiken haben keinen öffentlichen Gottesdienst, obwohl ihrer ungefähr tausend sein mögen. Wenn der kaiserliche Gesandte, augenblicklich Graf Karl von Walstein, hier ist, werden alle gottesdienstlichen Verrichtungen in seiner Kapelle vorgenommen; ich hörte dort die Messe und wohnte der Predigt und dem Segen bei. Der Gesandte hat gewöhnlich einen Kaplan. Es hält sich jedoch in Berlin ein Dominikanerpater auf, der aus Albertstadt in Sachsen stammt, wo die Brüder von diesem Orden ein Kloster mit zwanzig Mönchen haben und freie Religionsübung genießen. Dieser Pater bewegt sich in Berlin als Nichtgeistlicher und lebt vollkommen ungelannt, um insgeheim bei den hier befindlichen Katholiken Priesterdienste zu verrichten, wenn der Gesandte nicht anwesend ist; denn der Kurfürst kann die Katholiken nicht leiden und duldet sie kaum an seinem Hofe. Der Kurfürst erklärt, er werde, falls der Kaiser seinem Gesandten in Wien die Abhaltung des Gottesdienstes in dessen Wohnung gestatte, ihn auch den hiesigen Katholiken freigeben. Juden giebt es wenige, im ganzen gegen sechzig. Der Kurfürst gehört zur kalvinischen, die Kurfürstin jedoch zur lutherischen Sekte.

Die Rezer, besonders die Lutheraner, geben ihren Predigern Almosen, da diese keine andern Einkünfte haben; die kalvinischen Geistlichen dagegen werden vom Kurfürsten mit 800 Gulden jährlich besoldet. Seit kurzem haben Calvinisten und Lutheraner den Brauch eingeführt, ihre Kinder nur zu taufen, und erst wenn diese im Alter von zwölf bis sechzehn Jahren stehen und zum Abendmahl gehen müssen, wird von ihnen die Erklärung verlangt, zu welchem Glauben sie sich bekennen wollen; haben sie sich entschieden, so können sie nicht mehr übertreten, da unter ihnen der Satz gilt: Wer in einem Glauben nichts taugt, taugt auch in einem andern nichts. So spotten sie noch über die armen zum katholischen Bekenntnis übergetretenen!

Berlin ist durch sich selbst und durch seine Lage eine feste Stadt; und obgleich einfache Befestigungen nicht fehlen, hat es doch die namhaften und wohlverfchanzten Festungen Spandau und Custrin*) in der Entfernung von zwei und zehn Meilen zu Nachbarn. Trotzdem sieht man in Berlin ein großes Zeughaus, das eine Menge Kanonen enthält, die größtenteils den Polen,

*) Küstrin.

*) Der bekannte Wälschburger
*) Der Fiescherer

Türken, Schweden und Franzosen als Kriegsbeute abgenommen worden sind; darunter befinden sich auch die bei der Erstürmung von Namur erbeuteten. Die holländischen Generalstaaten sind verpflichtet, dem Kurfürsten alljährlich eine Feldschlange zu stellen, man zählt deren schon an dreißig. Außerdem sieht man da noch viele Haubitzen und Mörser, von denen einer acht und einen halben Zentner wiegt. Augenblicklich läßt der Kurfürst vier gewaltige Hundertpfünder gießen, die nach den vier Weltgegenden genannt werden sollen. Das Zeughaus zerfällt in zwei Teile; doch wird jetzt zur Aufnahme des gesamten Geschützparkes, sowie des in Spandau, Küstrin und andern Festungen befindlichen ein größeres gebaut.

Außerhalb des Stralchthores*) erblickt man eine große Windmühle, die einige Räder treibt, durch die drei Sägemühlen, gleich den Wasserschneidemühlen, in Betrieb gesetzt werden; jede enthält zwölf in einer Reihe um Bretterdicke von einander abstehende Sägen, sodaß in einer Viertelstunde drei Baumstämme in sechsunddreißig Bretter zerschnitten werden. Während diese Maschine die Stämme zersägt, treibt sie zugleich ein andres Rad, um dessen Achse ein Seil gewickelt ist, das auf diese Weise die Stämme an die Sägen heranzieht; mit geringer Anstrengung wird so in kurzer Zeit eine große Arbeit gethan. Ferner kommt Holz noch in Flößen hierher und wird von diesen in diejenigen Schneidemühlen geschafft, die am Rande eines von der Spree gebildeten Sumpfes und einer in ihn sich erstreckenden Landzunge liegen, also an einer Stelle, wo der Wind sehr sanft weht. Seine Kraft ist aber ganz außerordentlich; das merkt man, wenn man auf der Mühle herumgeht und sich die Maschine ansieht, am besten da, wo sich die Flügel drehen: infolge des Brausens des Windes und des Knirschens der Sägen scheint die Hölle entfesselt zu sein; sie ist übrigens sehr sehenswert. Die Mühle liegt eine drittel Meile von der Stadt entfernt; der Kurfürst verpachtet sie und zieht aus ihr 6000 Gulden jährlich. An dem Wege, der dorthin führt, ist, wie noch erwähnt werden mag, eine große Masse Brennholz aufgestapelt, das in Flößen und auf Rähnen hierher geschafft wird und seiner Feuergefährlichkeit wegen fern von der Stadt bleibt.

Neben dem Georgsthor befindet sich ein Kollegium, worin die französischen Réfugiés in ihrer Jugend Philosophie und andres treiben. Dicht daneben steht ein sehr schönes, für Tierhegen neu erbautes Theater. Von seltenen Tieren ist gegenwärtig ein Ur da, d. h. ein wildlebender Stier, der an Gestalt unserm Hausrind gleicht, aber hochbeiniger ist und an den Wangen einen langbehaarten Auswuchs hat; seine Farbe ist dunkel, und die Hörner ähneln mehr denen unsrer Büffelkühe. Diese Tiere findet man in Preußen, wo sie in den Wäldern gejagt werden; es sollen äußerst wilde Tiere sein. Auch ich

*) Das Stralauer Thor.

halte sie dafür; als ich mir den Ur recht besah, bemerkte ich, daß bei dem Anblick der Umstehenden ihm die Augen zu funkeln begannen.

An den Häusern hierzulande sieht man weder Dachrinnen noch Dachziegel, sondern statt deren runde oder dreieckige Platten, die oben einen Knau tragen, der dazu dient, sie an den Sparren festzuhalten, auf die kein Pflaster gelegt ist, wie es bei uns [in Italien] Brauch ist; jene Platten allein dienen als Dachziegel und Rinnen, daher sind die Dächer sehr leicht, und weil sie nach deutscher Art eine starke Neigung haben, hält sich weder Wasser noch Schnee lange Zeit auf ihnen.

Die Landfrauen pflegen im Sommer Stroh Hüte mit breiter und herunterhängender Krempe zu tragen. Diese Hüte sind sehr zweckmäßig, weil die Sonnenstrahlen nicht in die Augen fallen können. Außerdem tragen sowohl Männer als auch Frauen wegen des Sandes, der im Lande liegt, und wegen der ihn aufwirbelnden Winde, zu Fuße wie zu Wagen, Taschentücher vor dem Munde. Der Adel spricht ein gutes Deutsch, das niedere Volk jedoch ein sehr unrichtiges und mit schlechter Betonung; die am Hofe gebräuchlichste Sprache ist die französische.

In Berlin leben viele italienische und zwar größtenteils mailändische Kaufleute; außer diesen einige Maler, so Giovanni Battista Bangi, der Bruder des Antonio genannt lo Spadarino, ein Miniaturmaler aus Rom, und Domenico Cadorati aus Como, ein trefflicher Freskenmaler. Von Italienern traf ich ferner an den Sänger Signor Ferdinando Chiaravalle, einen Kastaten und Günstling der Kurfürstin. Ihm wird die Stelle etwa viertausend Thaler einbringen, ungerechnet den Gewinn in Hannover und Venedig, wenn er dort singt, was ihm weitere tausend Thaler abwerfen mag. Er ist aus Todi gebürtig; seine Mutter stammt aus dem Hause Signorini aus Siena. Er hat zwei Brüder und bei Capalbio Besitzungen. Das Haus Chiaravalle zählt zum Adel und zur Bürgererschaft Sienas und ist eins der ältesten Todis, ebenso wie das der Signori Degli Atti. Wegen solcher Vorzüge wird Signor Ferdinando zum Vorzimmer zugelassen. Er ist ein sehr höflicher und gewandter junger Mann und erzeigte mir viele Gefälligkeiten. Er wohnte bei der Madame Cyden.

Es hält sich ferner hier auf Signora Torelli, eine Sängerin aus Bologna; sie ist verheiratet, ist sehr häßlich, hat aber eine gute Stimme und bezieht einen Monatsgehalt von 150 Thaler und 100 Thalern Wohnungsgeld, nebst der Genehmigung, in Hannover zu singen. Dann lebt hier noch der Lautenspieler Reggieri aus Mantua, dessen Gehalt 400 Thaler jährlich beträgt.

Das kurfürstliche Schloß ist groß und in antikem Stil; die Seite, die auf die Spree hinausgeht, und der Hof sind im gothischen gehalten. Auf einer stufenlosen Wendeltreppe steigt man, wie in der Peterskirche zu Rom, sanft empor. Der Hof ist sehr schön und geschmackvoll; in der Mitte stehen

auf hölzernen Ständern fünf Laternen, um nachts den Eintretenden zu leuchten, was sehr zweckmäßig ist. Neben dem Hofe liegt der Garten mit Blumen und Früchten, parterres auf französisch, und im Hintergrunde ein schönes Theater. Mitten hindurch fließt ein Bach, über den eine Brücke führt, die mittels einiger Gegengewichte in zwei Theilen in die Höhe geht. Neben einem Teile des Gartens erblickt man ein im Bau begriffenes Gebäude, das zur Bibliothek bestimmt ist, und zwar in dem Teile unterhalb der Gallerie und des Korridors. Im Palast ist die Wohnung des Kurfürsten sehenswert, die reich ist an Möbeln und an Gemälden berühmter italienischer Maler, sowie die schön ausgestattete, aber aus kleinen Zimmern bestehende Wohnung der Kurfürstin. Ihr Schlafzimmer enthält vortreffliche Gemälde und prächtiges Porzellan auf chinesischen Schränken, der Fußboden ist parkettirt und nach savoyischer Sitte mit Wachs gebohnt. Der Altoven ist ganz mit Gold ausgelegt und hat vorn ein schönes Geländer. Die Bibliothek und die Kunstkammer*) sind zwei Nischen, die eine voller Bücher, die andre voller Kuriositäten, wie Cameen, alte und seltene Münzen, verschiedene Tiere, sowie chinesische als auch europäische, recht schlüpfrige Gemälde, von denen einige die klösterliche Zucht und Keuschheit arg in Mißachtung bringen. Unter den Raritäten befindet sich ein Stück gelben Bernsteins im Gewicht von dreißig deutschen Pfund, und ein andres zwanzig Pfund schweres Stück weißen Bernsteins; bis jetzt sind bei dem Fischen des Bernsteins, das in der Ostsee an der Küste des dem Kurfürsten gehörigen Herzogtums Preußen betrieben wird, Stücke von größerem Gewicht nicht gefunden worden.

Die Reitbahn und der Marstall befinden sich nicht hier im Schlosse, sondern in einem eignen, sehr großen Gebäude, das für achthundert Pferde Raum haben wird, von dem aber bis jetzt erst die Hälfte, für vierhundert Pferde also, fertig ist. Der jetzige Kurfürst ist kein sonderlicher Liebhaber von Pferden; doch sah ich sehr schöne Dienstpferde.

Die kurfürstliche Livree ist aus blauem Tuche, mit karmoisinrotem Sammetbesatz und reicher Goldstickerei. Je nach der Wichtigkeit des Amtes unterscheiden sich die Röcke in der Stickerei, d. h. nur an den Ärmeln: bei dem einen sind sie der Länge, bei einem andern der Quere nach, bei einem dritten nur an den Aufschlägen gestickt. Die Pagen tragen dieselbe Livree; sie wird niemals, weder in der Stadt noch auf dem Lande, gewechselt.

In Brandenburg ist bei den Privatleuten kein großer Reichtum, wohl aber bei dem Fürsten, welcher über eine Million Thaler Einkünfte haben soll.

Außer den vielen Truppen, die in den Festungen liegen, kann der Kurfürst mit Leichtigkeit 24 000 Mann Infanterie und 6000 Mann Kavallerie auf die Beine bringen und in seinen Staaten ohne Beihilfe der Nachbarn unterhalten;

*) Der Grundstock des jetzigen königlichen Kunstgewerbemuseums in Berlin.

sobald er keinen Krieg führt, stellt er seine Truppen in den Sold anderer. Der Kurfürst hat 4000 Mann auf den Beinen, nämlich in Flandern, Italien und Ungarn. Mit dem Gewinn, der ihm aus der Stellung dieser Truppen zufließt, bezahlt er seine Leibgarden, weswegen es für die deutschen Fürsten von Nutzen ist, den Krieg in die Länge zu ziehen, doch nur für die, die damit nichts zu thun haben. Die Leibgarde ist drei Kompagnien stark, von denen eine 400 Mann zählt, ausgesuchte und vortrefflich ausgerüstete Leute; dazu kommt noch das Kadetten- und das Trabantenkorps. Alle diese Leibtruppen tragen prächtige Uniformen aus rotem Tuch, mit goldenen Knöpfen und einer Tresse am Hut. Der hiesige Hof wird für einen der glänzendsten in Europa gehalten.

In Deutschland giebt es, abgesehen vom Kaiser, keinen Fürsten, der mächtiger wäre als der Kurfürst von Brandenburg, oder dessen Staaten eine ebensolche Ausdehnung hätten. Er kann zweihundert Meilen weit auf seinem Grund und Boden wandern, von der holländischen bis an die kurländische Grenze, nämlich von Kleve bis durch das ganze Herzogtum Preußen, ohne daß ihm andre Fürsten, ausgenommen der Bischof von Münster auf drei oder vier Stunden, in die Quere kommen. Die kurfürstlichen Staaten enthalten 60 Städte, 38 Festungen, 17 säkularisirte Abteien, sehr viele Marktstellen und eine Anzahl von Dörfern. Das Wappen des Kurfürsten zerfällt in siebenundzwanzig Felder, die rings um das Szepter gruppiert sind; dieses letztere ist ein Privileg des Kurfürsten, da er bei Aufzügen und feierlichen Anlässen das kaiserliche Szepter trägt. Er hat auch den Titel: Erster Kammerherr des heiligen römischen Reiches, geht zur Rechten des Kurfürsten von Baiern und ist der vierte in der Rangordnung der Kurfürsten. Wenn der Kurfürst von Brandenburg dem Kaiser bei der Tafel aufwartet, reicht er Waschwasser und Handtuch.

Der Kurfürst wurde am 1. Juli 1657 geboren, und zwar aus der Ehe Friedrich Wilhelms, der 1688 starb, mit der 1667 verstorbenen Luise Henriette, der Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien; folglich ist er mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien, dem König von England, nahe verwandt. Die noch lebenden Brüder des Kurfürsten sind: 1. Philipp Wilhelm, geboren 1669, Markgraf, was ein Titel für die Zweitgeborenen ist, mit 60 000 Thalern Apanage; 2. Albert Friedrich, geboren 1672, Großmeister des Johanniterordens (von dem ich noch näher berichten werde), mit 30 000 Thalern Einkünften; 3. Christian Ludwig, geboren 1677, in flandrischen Diensten stehend, mit einer Leibrente von 12 000 Thalern; die Schwestern sind: 1. Marie Emilie,*) vermählt mit dem Herzog Karl von Mecklenburg-Güstrow, in zweiter Ehe mit dem Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Weitz; 2. Elisabeth

*) Amalie.

Sophie, geboren 1674, seit 1691 mit dem Herzog Kasimir von Kurland vermählt.

Der Kurfürst ist klein an Wuchs, etwas verwachsen, wortfarg und sehr eingezogen; er schwärmt für Bauten und liebt die Virtuosen. Er spricht nur deutsch und französisch, auch etwas lateinisch. In erster Ehe hatte er Elisabeth Henrike, die Tochter Wilhelms VI., des Markgrafen von Hessen, und der Hedwig Sophie von Brandenburg, zur Gemahlin; dieser Ehe ist eine Tochter, Ludovike Sophie, geboren am 29. September 1680, entsprossen. Diese ist eine treffliche Prinzessin; aber wenn die Natur sie mit Gaben des Geistes ausgestattet hat, so hat sie sich doch enthalten, ihr Schönheit des Körpers zu verleihen, denn sie ist sehr hager und unschön. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin vermählte sich der Kurfürst am 28. September 1684 mit der Prinzessin Sophie Charlotte von Hannover, der Tochter des Kurfürsten Ernst August, die ihm am 4. August 1688 einen Sohn gebar, der den Namen Friedrich Wilhelm empfangt; er ist der Kurprinz und ein sehr lebhafter und aufgeweckter Knabe.

Das brandenburgische Fürstenhaus stammt von den Grafen von Hohenzollern ab, die heute Reichsfürsten sind, und in Schwaben, um Ulm herum, Besitzungen haben. Es spaltet sich in drei Linien, nämlich in die kurfürstliche, in die der Markgrafen von Kulmbach, von der die Baireuthische eine Nebenlinie ist, und in die der Markgrafen von Ansbach.

Die Kurfürstin ist eine schöne Frau mit lebhaften, schwarzen Augen und etwas Neigung zur Starkleibigkeit; sie spricht sehr gut französisch und italienisch und hat im Deutschen den ihr angeborenen Accent bewahrt. Sie ist von ausnehmender Liebenswürdigkeit und erweist den Ausländern, besonders den Italienern, manche ehrenvolle Auszeichnung. Gleich am ersten Abend, wo ich ihr meine Aufwartung machte, wünschte sie meine Teilnahme an der Unterhaltung, die immer in einem Spiel zu bestehen pflegt. Nach deren Beendigung erhob sie sich sofort zur Abendtafel, und als sie dabei an mir vorüber kam, sagte sie zu mir: Wollen Sie nicht an meinem Tischchen Platz nehmen? Sie bedient sich des Spieles nur als Vorwand, da sie sich bei dieser Gelegenheit mit allen, insbesondre mit den Italienern, scherzend unterhält. Übrigens war die Frage eine Einladung für den ganzen Abend; denn sobald ich in die Nähe ihres Tisches kam, war es, wohl oder übel, meine Pflicht, dort zu bleiben. Das Spiel geht um geringen Einsatz, sodas sich viele Personen zusammen daran beteiligen, und erfordert keine Aufmerksamkeit. Es heißt *rancuè* und hat mit unsrer *stafetta* Ähnlichkeit.

Als ich mich der Kurfürstin vorstellen ließ, war sie eben im Begriff, das Spiel zu beginnen; deshalb wurde ich, nachdem sie von meinem Wunsch in Kenntniss gesetzt worden war, in leutseligster Weise sofort empfangen. Während des ganzen Abends hielt mich die Kurfürstin zum Zwecke der Unterhaltung mit ihr an ihren Sessel gebannt, wobei ich stand, und sie bald italienisch, bald

französisch, bald deutsch sprach. Von ihren Wohngemächern betritt man zuerst den Saal, an dessen Thür die Bedienten und zwei bewaffnete Posten stehen; dann folgt das Vorzimmer der Hofherren, dann das Audienzzimmer mit dem Baldachin, das Spiel- und das Schlafzimmer. Sie hat sechs Hoffräulein, deren Vorsteherin und eine Kammerfrau in ihren Diensten. Ihre Privatmahlzeit, an der der Kurfürst nicht teil nimmt, besteht aus zwei warmen Gerichten à la française, nämlich einer großen Schüssel in der Mitte, je zwei mittelgroßen am obern und am untern Ende der Tafel, vier Saucenschalen, die, zu zweien auf jeder Seite, zur Ausfüllung des leeren Platzes in der Mitte der länglich rundgeformten Tafel bestimmt sind. Neben den Saucenschalen stehen zwei niedrige Salzfässer, um vollkommene Harmonie herzustellen. Die Tafel hat Platz für acht Personen. Sobald der erste Gang vorbei ist, wird von neuem der ganze zweite, aus dem Braten bestehende aufgetragen, und dann werden die Früchte gereicht, die wegen ihrer geringen Menge mit dem Zuckerwerk gemischt werden. Dieser aus Früchten bestehende Gang gleicht hinsichtlich der Anordnung den früheren; doch statt auf silbernen Platten sind sie in einer Art aus Weidenruten geflochtenen Körben aufgebaut, und zwar derart, daß diese zusammengestellt eine gewisse Figur bilden und die Tafel ganz bedeckt wird. Außerdem wird mit diesen Früchten noch Zuckerwerk, bestehend in französischen Konfitüren und Eis aller Art, aufgetragen, und zwar auf verschiedenen Porzellantellern, die in Form von Pyramiden, deren Zahl bis drei geht, zusammengestellt sind. Nach Beendigung des Mahles erheben sich alle, und einer der Pagen, die an der Tafel bedienen, spricht, wie zu Beginn, das Gebet. Zu dieser Privattafel erhalten Einladung: der Haushofmeister der Kurfürstin, Herr Obrensench*), die Kammerfrau, einer der ersten Hofherren und einer der jüngeren Prinzen. Zu meiner Zeit erschienen der Markgraf Christian Ludwig und ein Prinz aus dem hessischen Hause. In Deutschland pflegt man sowohl die Kammerfrau, als auch den Haushofmeister, sowohl des Kurfürsten wie der Kurfürstin, desgleichen alle übrigen ersten Hofbeamten mit Excellenz anzureden.

(Schluß folgt)

*) Dobrzyński.

